

Die Freundin

Autor(en): **Goltz, Berta von der**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das ist der Kreis, in dem Hans Diehls Künftlerturn sich bewegt; der ganze ist er-

füllt von einer nach Vertiefung strebenden Künftlerseele.

Georg Kuffer, Bern.

Die Freundin.

Novelle von Berta v. d. Goltz, Lugano.

Nachdruck verboten.

Sie war sogleich abgefahren, als sie durch einen Zufall von seinem Tode erfahren hatte.

Tag und Nacht, ohne einen einzigen Aufenthalt fuhr sie, als ob es nun plötzlich Eile hätte und sie den Toten noch mal sehen könnte, der doch seit Monaten schon in seinem Grabe ruhte.

Sie mußte mit der Witwe sprechen. Weshalb sie das mußte, war ihr selbst ganz unverständlich. Es war derselbe unbestringliche Trieb, der sie vor Jahren immer wieder trotz aller Gegenwehr und allen Kämpfen zu dem Manne hingezwungen hatte, der nun gestorben war, gestorben, ohne daß sie die leiseste Ahnung gehabt, ohne daß sie es gefühlt hatte. Das

war ihr das Sonderbarste, das ganz Unfassliche, daß ihr an dem Tage nichts in ihrem Innersten gesagt hatte: Jetzt vollzieht sich die endgültige Trennung von ihm, jetzt geht er aus dieser Welt. — Wie war das nur denkbar? War denn eine so große Liebe, die einzige Liebe eines ganzen Lebens, nicht imstande den Raum zu überspannen und sich mitzuteilen in diesem letzten höchsten Augenblick? Sie hatte so fest daran geglaubt, daß eine Ahnung ihr stets sagen müsse, was ihm geschah, wie an etwas Selbstverständliches.

In dem einförmigen Rollen des Zuges kamen ihre Gedanken immer wieder darauf zurück, warum der geheimnisvolle Ruf wohl ausgeblieben, da sie doch täglich an ihn gedacht, an ihn und die Vergangenheit — und die Zukunft! Tausend Träume waren dann vor ihr aufgestiegen: Wenn dies geschähe — oder jenes — wäre dann nicht doch der eine Wunsch, der große einzige, noch erfüllbar? Sie wußte selbst nicht genau, auf was sie eigentlich immer gewartet hatte, es war doch alles so ganz hoffnungslos gewesen, von Anfang bis zu Ende. Der Mann ihrer Freundin! — die ihn liebte, ach, so heiß liebte! — und ihn nie einer andern gelassen hätte!

Damals, als sie fühlte, wie er sich täglich mehr ihr zuwandte, und in den Augen der Frau die aufkeimende Angst wahrte, hatte sie das getan, was sie für ihre Pflicht gehalten. Sie hatte dem Manne den Glauben an ihre Gegenliebe genommen und war geflohen, um nichts mehr von sich hören zu lassen.

Das war nun fünf Jahre



Hans Diehl, Bern.

Mädchenbildnis (Kohlszeichnung).

her. Und ein Zufall mußte ihr Kenntniss von seinem Tode geben, das zufällige Wort einer Fremden.

Während sie noch ein Wiedersehen erträumte, sich ausmalte, wie es vielleicht sein würde, war er längst jenseits alles Irdischen.

Unbegreiflich war das, ewig unbegreiflich.

Weiter, immer weiter eilte der Zug.

Endlich kamen Dörfer, Ortschaften, die ihr bekannt schienen, ein Kirchturm stieg auf, eine alte Burg, von Efeu umrankt. Ihr Herz fing wie rasend an zu klopfen; sie sah die kleine Stadt vor sich auftauchen, in bläulicher Ferne noch von Nebeln eingehüllt, unwirklich, wie sie sie tausendmal im Traum gesehen, wie sie ihr vorgeschwebt in nie vergessener Erinnerung.

Immer deutlicher, immer näher kam das oft geschaut Bild: der alte Wallgraben, der Fluß mit seinen Brücken, da, die große Turmuhr, die so tiefen Klang hatte, die ihr so oft die Stunden des Glücks geschlagen — und die Stunde der Trennung.

Der Zug glitt am Walde entlang. Da standen die hundertjährigen Eichen im frischen Grün ewigen Lebens. Rauschten sie nicht wie damals, als er und sie darunter einherschritten? Dort auf der Anhöhe stand die Bank, die ihrer beider Lieblingsplatz gewesen. Ihr Ohr glaubte das Raunen und Flüstern des Waldes wieder zu hören — und die einzige Stimme zu vernehmen, die alles andere übertönt hatte, deren Worte ihr wichtiger erschienen waren als alle Töne der Welt.

Wie gebannt schaute sie hinaus in das grüne Dämmern. Wie von Geistern belebt schien ihr der alte Wald, und sie hörte deutlich die geliebte Stimme sagen: „Ich bin immer der gleiche, heute und in alle Ewigkeit!“

Wo war die Ewigkeit? Wo er war, war da die Ewigkeit?

Ein wildes Schluchzen schüttelte sie.



Hans Diehl, Bern.

Damenbildnis (Kohlenzeichnung).

Ihr war plötzlich, als ob sie etwas Unwiederbringliches versäumt hätte, etwas hergegeben, was ihr doch von Rechts wegen gehört hatte. Warum war sie damals geflohen, warum hatte sie den Kampf nicht aufgenommen? Was war denn eigentlich Pflicht? und was Recht? Wurde man davon satt und glücklich? Waren nicht alle Qualen, die sie damals erlitten, besser als das Nichts all der verflohenen einsamen Jahre?

Sie preßte krampfhaft die Hände ineinander. Ihre Züge verzerrten sich.

„Um Gottes willen, nur jetzt nicht bereuen! Nein, nein, ich habe ja recht getan. Es konnte ja keinen Segen bringen, einer andern den Mann zu nehmen. Jedes muß sich mit dem Schicksal abfinden, das ihm beschieden ist. Etwas an sich reißen, dessen Verlust eine andere zugrunde richtet, das muß den Keim des Unglücks in sich tragen, das kann, das darf nicht gesegnet sein.“

Mit allen Kräften, wie sie vor Jahren mit dieser tollen Liebe gerungen, rang sie jetzt mit ihrer Reue.

Ihr Kopf brannte und schmerzte, ihre

Zähne schlugen aufeinander, ein tiefes, heißes Weh packte sie. Es war, als risse in ihrem Innern der Lebensnerv, und sie bliebe zurück — ein totes Nichts.

„Mein Gott, mein Gott, es ist ja Wahnsinn, zu wünschen, ich hätte damals anders gehandelt, es ist ja Wahnsinn!“ sagte sie immer wieder vor sich hin, und ihr Herz wollte es nicht glauben.

Mit zuckenden Augen folgte sie den einzelnen Willen der Vorstadt, die jetzt nacheinander vorüberglitten.

Der Zug hielt. Mühsam stieg sie aus. Ihre Glieder waren wie gelähmt, und ein feiner, stechender Schmerz ließ sie die Hand aufs Herz pressen.

„Ich habe Herzweh...“

War das seine ferne Stimme oder ihre eigene, die das sagte?

Ganz mechanisch wandte sie sich dem Ausgange zu, und ihre Füße schritten wie von selbst den Weg entlang, den sie vor Jahren täglich gewandelt waren.

Sonderbar war es, hier wieder zu gehen. War vielleicht alles, alles ein Traum? und sie ging den täglich gewohnten Weg zu ihren Freunden? War sie vielleicht gar nicht fort gewesen? war alles heute wie einst? war die Trennung und das herzerreißende Weh und all die Jahre der Einsamkeit in der Fremde nur ein böser Traum? Hatte sie damals nicht zum Abschied dem Mann einer andern tränenlos die Hand gereicht und war, sobald er

gegangen, wie irrsinnig ans Fenster gestürzt, um seiner entschwindenden Gestalt nachzusehen, hatte der Schrei auf den Lippen, der ihn zurückrufen sollte, ihr sich wirklich versagt und sie nur den einen Wunsch gefühlt, doch nicht die Kraft, sich ihm nach, einfach aus dem Fenster zu werfen, um allem ein Ende zu machen? War das alles vielleicht nur ein entsetzlicher Alpdruck gewesen und sie ging nun wieder durch die grünen Anlagen, in denen Jasmin und Rosen dufteten im Sonnenglanz, zu ihren Freunden, und seine Gestalt würde ihr gleich im Garten entgegentreten, sein Auge aufleuchten und seine Lippen, die stolzen, ein wenig hochmütigen Lippen, ihr den Willkommensgruß bieten?

Sie sah verstört um sich.

Diese Anlagen, diese Baumgruppen, die kleine russische Kirche mit der goldenen Zwiebel als Dach — alte Bekannte.

Doch, was war das? Ein Haus, ein Neubau...

Ihre Augen weiteten sich.

Und dort noch einer? War hier nicht einst alles Wiese gewesen?

Ihre Hand strich über die Augen, wie um das Fremde fortzuwischen; aber es blieb, stand da und schien sie zu höhnen: Hier ist alles anders geworden, und den du suchst, der liegt dort draußen...

Ihre Augen wurden starr. Entsetzen und Jammer sprachen aus ihnen.

Immer langsamer schritt sie dahin. Ihr war plötzlich, als ginge sie etwas Furchtbarem entgegen, als wäre es ganz unmöglich, in das Haus einzutreten, wo er nicht mehr war, als wäre es ganz unerträglich, ihre alte Freundin wiederzusehen, für deren Glück sie sich — und ihn geopfert.

„Mir gehörst du; fühlst du nicht, daß du zu mir gehörst — wie ich zu dir?“



Hans Diehl, Bern.

Kirchlein von Lauenen.

So deutlich war in ihr der Klang seiner Stimme.

„Ich fühle Freundschaft, nur Freundschaft für euch beide — ohne Unterschied, nicht mehr für den einen als für die andere ...“

So hatte sie lügen können, so hatte sie gelogen — damals — und war dann in die offenstehende Tür des großen Doms

gewankt, um sich in eine dunkle Ecke des Seitenschiffes zu verkriechen. Wie bewußtlos hatte sie da gekauert — es mochten Stunden gewesen sein; sie wußte es heute noch nicht. Sie hatte nur die dunkle Erinnerung an eine der dunkelsten Stunden ihres Lebens, in denen sie vergeblich versucht hatte, Gott das Glück abzubetteln, abzurufen, abzutrocknen, zu ersuchen, zu erzwingen — was doch unmöglich war.

Sie hemmte die Schritte. Ihre Hand lag auf der Gartenpforte. Wie aus einem ihrer Träume stand das Haus plötzlich vor ihr — sein Haus, in dem er nicht mehr war.

Sie stand wie festgebannt. Was wollte sie hier eigentlich? Wollte sie all die toten Gegenstände wiedersehen, die seine Hand berührt hatte, oder kam sie, um die Lebende zu sprechen, zu trösten, mit ihr zu weinen, mit ihr, die ihn überlebt hatte?

Ihre Züge wurden plötzlich ganz hart. Ein Gedanke befiel sie. Sie schauderte zusammen. Jetzt wußte sie mit einem Male, auf was sie all die Jahre gewartet hatte, ohne es sich einzugestehen — auf den Tod der Frau, die ihn nun überlebte. Sie entsetzte sich vor sich und vor der Wahrheit und wollte sie von sich schieben; aber die Wahrheit blieb.

Ihre Hand lag noch immer unbeweglich, eiskalt auf dem Türgriff. Sie durfte und wollte nicht hineingehen — jetzt nicht



Hans Diez, Bern.

„Fidelio“ (nach einer Nötelzeichnung).

mehr. Und wieder erfaßte sie wie einst das Gefühl einer namenlosen Sehnsucht und eines herzzerreißenden Jammers, vor der Pforte des verbotenen Paradieses zu stehen.

Sie starrte regungslos durch das Gitter. Schritte störten sie auf, und eine Stimme sagte hinter ihr: „Wünschen Sie die gnädige Frau zu sprechen?“ Eine rote, verarbeitete Hand öffnete ihr, und man bat sie, näherzutreten.

Sie stand im Garten und ging vorwärts, wie getrieben von dem hinter ihr gehenden Mädchen und willenlos, der Treppe zu. Und dann war alles ganz unwirklich.

„Bera, ja, bist du das wirklich?“ fragte eine erstaunte Stimme, die zugleich fröhlich klang.

Sie fühlte zwei Arme um sich; ein Parfüm, das aus der Vergangenheit herüberwehte, kam ihr entgegen, und sie saß neben der, die sie einstmals so glühend beneidet wie nie irgendeinen andern Menschen auf der ganzen Welt.

„Bera, die Ueberraschung! Ja, wo kommst du denn her? Hast nie mehr was von dir hören lassen! Wie gut du immer noch aussiehst und gerade so träumerisch, so in den Wolken wie früher! Komm, nimm ab, und erzähle, wie es dir ergangen ist! Hier hat sich nicht viel verändert; daß

ich Witwe geworden bin, wirst du ja wissen.“

Wie aus weiter Ferne rauschte die Stimme an ihren Ohren vorüber, und sie sagte, fast ohne es selbst zu wissen: „Ja, das habe ich gehört!“ und sah die andere an wie eine Fremde. Kannte sie denn die Frau da vor ihr, die so rosige Wangen und so lebenslustige Augen hatte — und seine Witwe war?

Die schien ihr Erstaunen zu fühlen und den Grund zu ahnen; denn ihre Mienen nahmen im Augenblick einen wehmütigen Ausdruck an, und sie sagte: „Es war sehr traurig, denk mal, alles in drei Tagen! Lungenentzündung. Zum Glück war ich gerade in Berlin.“

„In Berlin?“

„Ja, du weißt wohl gar nicht, man hatte Hellmut da eine einträgliche Hofstellung angeboten, die seinem Ehrgeiz entsprach, und da ich nicht in Berlin wohnen mochte, blieb ich hier. Es ist doch meine Heimat.“

„Ja, ja, gewiß, es ist deine Heimat,“ nickte sie.

„Nicht wahr, du verstehst? Ich wollte mich doch nicht von diesem Hause und dem schönen Garten trennen, und Hellmut fand es hier ja immer schon so langweilig. Er hatte in Berlin eine reizende Junggesellenwohnung und war sehr zufrieden. Wir sahen uns ja auch hier und da noch.“

„So, so — ja, ja — hier und da,“ wiederholte die Freundin.

„Ja, und als ich das letzte Mal bei meinem Bruder zu Besuch war in Berlin, wurde Hellmut krank und starb, ehe man recht zur Besinnung gekommen war. Das Begräbnis war natürlich hier. Du weißt ja, seine Familie hat hier das Erbbegräbnis. Wenn du vielleicht mal hingehen willst ...?“

„Ja, vielleicht,“ sagte sie mit einer trockenen, gleichsam zersprungenen Stimme.

Dann war eine große Stille im Zimmer. Die Witwe seufzte in diese Stille hinein, und die Freundin verhieß mit eisernem Willen den Schrei, der sich ihr auf die Lippen drängte. Ihr Herz lag wie ein brennendes Weh in ihrer Brust, das einen glühenden Strom ihr in die Augen trieb, den sie mit ihrer letzten Kraft hinter

den Lidern festhielt. Wie Flammen stand es hinter den geängstigten Augen, auf denen die halbgeöffneten Lider wie glühende Bleikapseln lagen.

Die Augen blieben halb geschlossen und sahen doch deutlicher als je im Leben. Sie sahen den Mann, den sie dieser Frau nicht hatte nehmen wollen, sahen ihn in seinem Sarge, die hohe, klare Stirn, überragt von dem blonden Haarhelm, die stahlblauen, wollenden und doch so zärtlichen Augen, die scharf hervorspringende Nase mit der tiefen Falte an ihrer Wurzel, die das Gesicht zeichnete, unwechselbar mit jedem andern, und den vollen, hochmütig geschwungenen Mund, den sie nie geküßt hatte, und von dem sie ein Leben lang geträumt... Alles, was nicht mehr war, sah sie, — nicht mehr war, als sei es nie gewesen.

Wie eine Unmöglichkeit stand es vor ihr. Wenn sie jetzt hinginge, wo er war. Konnte man dort hingehen? Konnte man einen Toten wiederfinden? „Nur der Lebende ist Wirklichkeit, alles Tote ist ungewiß!“ tönte es in ihr.

Da sagte die Frau an ihrer Seite: „Trotzdem wir in den letzten Jahren nur noch einige Wochen zusammenkamen, war es doch alles recht traurig — nicht wahr?“

„Ja — recht traurig —“

Die Worte fielen wie Blutstropfen von ihren weißen Lippen. Ihr Gesicht war jetzt blutleer und sah ganz verändert aus. Alle ihre Glieder schienen leblos, als gehörten sie ihr nicht mehr und erbebeten ganz gegen ihren Willen.

Die andere sprach weiter; aber sie verstand nichts mehr. Die Worte liefen an ihrem Ohr vorüber, ohne einen Eindruck zu hinterlassen. Sie hörte nur immer wieder: „Trotzdem wir in den letzten Jahren nur noch einige Wochen zusammen waren, war es doch recht traurig...“

Da lachte sie plötzlich grell auf, daß die andere sie ganz erschrocken ansah und mitten im Satz abbrach. Sie erzählte gerade von ihrem neuen Gärtner, der so schöne Erdbeeren zog, und begriff nicht, was es dabei zu lachen gäbe.

„Mir fiel nur eine alte Geschichte ein,“ sagte da die Freundin, und es flackerte wie Wahnsinn in den Augen, in denen die Tränen sich stauten, wie eine wilde, heiße



Max Erni, Zürich.

Die Jägerin. Ölgemälde.

Quelle, „die Geschichte von den Erdbeeren, die einer sich versagte, der am Verhungern war, für einen, den er auch am Verhungern glaubte, der aber satt war — und sie gar nicht mochte — und — und — fortschüttete —“

Die Witwe blickte sie verständnislos an. Sie kam ihr plötzlich unheimlich vor; so blaß und so hohl sah sie aus, wie ein Gespenst, mit so irren Blicken und einer

so sonderbaren, gleichsam gebrochenen Stimme.

Es war ihr eine große Erleichterung, als die alte Freundin aufstand und langsam davonging.

Die Witwe sah ihr durch das Fenster nach und schüttelte den Kopf.

War es nicht, als ob die schlanke Gestalt dort auf dem Kiesweg des Gartens hin- und herschwankte?

Der Maler Max Erni.

Mit einer Kunstbeilage und vier Illustrationen im Text.

Vor etwa einem halben Jahre sah ich zum ersten Mal Bilder des jungen, in Zürich wohnenden Thurgauers Max Erni. Es war in der Galerie Tanner. Blumenstücke und Landschaften, auch Figürliches fand sich da in bescheidener Anzahl beisammen. Die rauschende Farbigkeit Amiets war in den meisten. Amiets Haus auf der Dschwand leuchtete in sprühenden, sonndurchtränkten Farben. Der Schüler verriet seinen Meister. Aber offenkundige Gefolgschaft erweckt kein tieferes Interesse. Da hing neben solchen Bildern eines absichtlichen und äußerlich

nachgeahmten Kolorismus eine Landschaft, die „Goldener Herbsttag“ benannt war: wellenförmiges Terrain, in horizontalen Parallelen zum Hügel aufsteigend, Licht- und Schattenpartien in gleichmäßiger Folge sich ablösend, ein rhythmischer Wechsel von hellen und dunkeln Bändern, von gedämpftem, gesättigtem Goldgelb und weichem Schwarzbraun. Das Ganze ein wogendes Meer. Nicht eine laute Farbe war darin; zwei oder drei Töne genügten zur vollen Harmonie, keine hochbeladenen Erntewagen oder fruchtbeschwerte Obstbäume — und doch war es ein Abbild der ewig spendenden Erde, der schwellenden Fülle des Herbstes. Aus diesem Bilde, dessen Wiedergabe die Farbenwirkung fehlte, weshalb besser darauf verzichtet

wird, sprach deutlich das Ringen nach einer eigenen Ausdrucksform, der Drang, das innerlich Geschaute und Gefühlte vollkommen und ohne Abschweifen ins Einzelne zur Erscheinung zu bringen. Dieses radikale Sich-Lösen vom Einfluß des Meisters (das man in derselben Ausstellung auch in einem liegenden nackten Jüngling, dessen herb konturierte Figur mit der eng geschlossenen landschaftlichen Umgebung malerisch fest verankert war, beobachten konnte), wies schon auf ein nicht geringes Selbstvertrauen. Es liegt darin



DIESCHWEIZ
20328

Max Erni, Zürich.

Mann und Weib. Holzschnitt.